

SHOKO KISHITANI

**PRÄDIKATION IM DEUTSCHEN UND JAPANISCHEN.**

**Ein Beitrag zur kontrastiven Grammatik**

Prof. Dr. Hennig Brinkmann zum 70. Geburtstag

1. Wenn zwei – genetisch nicht verwandte – Einzelsprachen wie das Deutsche und das Japanische miteinander verglichen werden, kann es sich dabei nur um einen typologischen Vergleich handeln, gleichviel, ob damit eine kontrastive Grammatik angestrebt wird oder eher eine konfrontative,<sup>1</sup> ob man damit einen Beitrag zum praktischen Sprachunterricht leisten will oder vielmehr zum Aufdecken der sogenannten Universalien.<sup>2</sup> Ein solcher typologischer Sprachvergleich kann auch verschieden motiviert sein. So möchte ich hier kurz erwähnen, warum ich die deutsche und die japanische Sprache miteinander vergleichen will. Meine kontrastive Sprachbetrachtung ist ursprünglich durch ein gewisses vorwissenschaftliches Interesse an der Beziehung zwischen Sprache und Denken im allgemeinen motiviert, und dabei insbesondere durch das persönliche Bedürfnis, mir von dem sprachlichen Zwang, dem ich mich beim Gebrauch der deutschen Schriftsprache (d.h. wenn ich selber etwas auf deutsch schreibe) unterworfen fühle, objektive Rechenschaft zu geben.

Jede natürliche Sprache übt auf den einzelnen Menschen, der von ihr zweckentsprechenden Gebrauch machen will, einen gewissen Zwang aus, und zwar insofern, als sie ein ihm übergeordnetes System ist. Da dieses System (*la langue*) aber dem einzelnen Menschen bei seiner Sprachtätigkeit (*la parole*) einen sehr großen Raum der Auswahlfreiheit zur Verfügung stellt, wird er trotz dieses Zwangs in seinem sprachlichen Denken nicht so weit durch die betreffende Sprache festgelegt, daß er sich die Verantwortung für das, was er in dieser Sprache denkt, absprechen könnte. Das Sprachsystem zwingt ihn nicht, in einer bestimmten Weise zu denken. Es wäre also nicht richtig, hier von einem Zwang im Sinne von Unfreiheit zu sprechen. Der sprachliche Zwang scheint vielmehr als eine führende bzw. verführende Kraft bei der "allmählichen Verfertigung der Gedanken beim Reden" auf den einzel-

nen Menschen zu wirken, wie es Heinrich von Kleist gemeint hat. Ob der Sprachträger das Sprachsystem als einen Zwang empfindet oder nicht, ist hier im Grunde nicht wichtig. Das Zwangsgefühl ist ein subjektives Phänomen und mag nicht jedem in gleicher Weise bewußt werden. Das Gefühl als solches kann jedenfalls nicht zum Gegenstand einer linguistischen Untersuchung gemacht werden. Wir können aber fragen, worin der sprachliche Zwang besteht. Er besteht faktisch in den grammatischen Regeln der betreffenden Einzelsprache, die bei deren Gebrauch vom einzelnen Sprachträger befolgt werden müssen. Der sprachliche Zwang, den ich beim Gebrauch der deutschen Schriftsprache empfinde, ist also die Summe ihrer grammatischen Regeln. Diese grammatischen Regeln lassen sich als objektive Tatbestände erfassen und beschreiben. Das bedeutet freilich nicht, daß der Zwang, den sie ausüben, auf diese Weise auch den muttersprachlichen Sprachträgern bewußt gemacht werden könnte. Dies ist erst dann möglich, wenn man eine Sprache, die die betreffenden Regeln nicht kennt und deswegen auf ihre Sprachträger keinen entsprechenden Zwang ausübt, als Vergleichs- und Kontrastsprache heranzieht. Eine solche Sprache ist das Japanische. Ich möchte deshalb durch eine kontrastive Beschreibung der deutschen und der japanischen Grammatik plausibel machen, daß es sich bei meinem Zwangsgefühl keineswegs um eine bloße Einbildung, sondern um eine objektiv erkennbare sprachliche Tatsache handelt. Der vorliegende Aufsatz nun ist als ein kleiner Teil einer aus diesem Grunde geplanten kontrastiven oder konfrontativen Grammatik konzipiert, und zwar nur als ein paar erste Überlegungen zu der Frage, ob und wie eine solche Grammatik methodisch möglich ist.

Zunächst ist es wichtig, danach zu fragen, auf welche Weise man die deutsche und die japanische Sprache einander gegenüberstellen kann und in welchem Fall eine solche Gegenüberstellung nicht nur wissenschaftlich legitim, sondern auch zweckmäßig ist. Man kann zwar alles Mögliche miteinander vergleichen, aber für einen typologischen Vergleich wäre es nicht nur sinnlos, sondern auch irreführend, wenn man seine vergleichenden Beobachtungen über die beiden miteinander zu vergleichenden Systeme an einander nicht entsprechenden Stellen anstellte, d.h. wenn man z.B. das Schriftsystem des Japanischen mit dem Lautsystem des Deutschen vergliche oder wenn man eine syntaktische Einheit des Japanischen und eine lexikalische Einheit des Deutschen

einander gegenüberstellte. Nun wird man zwar solche groben Fehler ohne weiteres vermeiden zu können glauben. Dennoch aber ist es in Wirklichkeit keineswegs einfach, bei diesen voneinander so verschiedenen einzelsprachlichen Systemen legitim vergleichbare, d.h. einander entsprechende Stellen zu finden. Entsprechungen sind vielmehr erst als Ergebnisse einer vergleichenden Beobachtung feststellbar, während ein erfolgreicher Vergleich selber das Vorhandensein solcher Entsprechungen voraussetzt. In einem solchen – jedem wissenschaftlichen Verfahren vertrauten – Zirkel<sup>3</sup> befinden wir uns, wenn wir deutsche und japanische Sätze als einander entsprechende Phänomene einander gegenüberstellen, vergleichend beobachten und Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen den beiden Klassen feststellen,<sup>4</sup> aber erst danach die Frage aufwerfen, ob die Einheit, die man unter dem Begriff “Satz im Japanischen” versteht, und die Einheit, die man unter dem Begriff “Satz im Deutschen” versteht, wirklich auf ein und derselben Ebene vergleichbar sind, d.h. ob der Satz als syntaktische Einheit des Japanischen wirklich dem Satz als syntaktischer Einheit des Deutschen entspricht.

Einerseits haben wir zwar keinen Zweifel daran, daß es sowohl im Deutschen wie auch im Japanischen Wörter (jap. *go*), Sätze (jap. *bun*) und Texte (jap. *bunshô*) gibt, daß der Satz für jeden Sprachträger mit normalem Sprachgefühl als eine syntaktische Einheit erkennbar ist, und zwar als eine solche, die – grob formuliert – größer als das Wort und kleiner als der Text ist, und daß also zwischen dem deutschen und dem japanischen Satz als syntaktischen Einheiten eine gewisse Entsprechung besteht, die einen typologischen Vergleich zwischen den beiden Einheiten legitimiert. Andererseits aber stellt sich für uns unvermeidlich die Frage, ob der Satz in diesem Sinne, d.h. der Satz als eine syntaktische Einheit, uns eine den beiden Einzelsprachen, dem Deutschen und dem Japanischen, gemeinsame Vergleichsbasis bieten kann, eine Basis, auf der der deutsche Satz und der japanische Satz als einzelsprachliche syntaktische Einheiten miteinander verglichen werden können. Denn in dem Fall, wo der Satz als eine syntaktische Einheit definiert wird, basiert die Satzdefinition notwendigerweise jeweils auf den morphologischen Kriterien einer Einzelsprache, also des Deutschen oder des Japanischen, und wenn irgendein von einzelsprachlichen morphologischen Kriterien unabhängiger, allgemeinsprachlicher Satz begriff mög-

lich sein sollte, wäre uns Sprachbetrachtern ein solcher universell definierter Satz nicht mehr als eine syntaktische Einheit vorstellbar. Unsere Satzvorstellung ist irgendwie an ein sinnlich erfaßbares Satzmerkmal gebunden, das faktisch von Sprache zu Sprache verschieden ist: die allgemein übliche Vorstellung vom deutschen Satz ist mit dem Vorhandensein des finiten Verbs in einer Personalform verbunden, und die allgemein übliche Vorstellung vom japanischen Satz ist mit dem Vorhandensein bestimmter am Satzende stehender Sprachmittel, denen die sogenannte "Chinjutsu"-Funktion zukommt, verbunden, worauf ich später eingehen werde.

Wenn jemand gegen die obigen Bemerkungen den Einwand erheben sollte, daß die deutsche Satzvorstellung nicht unbedingt mit dem finiten Verb verbunden zu sein brauche, da es doch so viele deutsche Sätze gebe, die kein finites Verb enthielten, wäre der Einwand eher auf Unterschiede in der Verwendungsweise des Terminus "Satz" zurückzuführen als auf die Entdeckung irgendeiner sachlichen Unrichtigkeit. Denn sowohl auf der Seite der deutschen als auch auf der Seite der japanischen Grammatik gibt es eine Vielzahl verschiedener Satzdefinitionen. Die meisten freilich kann man als Varianten der folgenden zwei Grundtypen betrachten: 1) Satz als sprachliche Gestalt<sup>5</sup> und 2) Satz als Kommunikationseinheit.<sup>6</sup> Wenn wir nun den Satz als eine syntaktische Einheit betrachten, so verwenden wir dabei den Terminus "Satz" in dem ersteren Sinne. Was eine sprachliche Gestalt von einer anderen sprachlichen Gestalt unterscheidet, ist zwar nicht nur morphologisch, aber es ist dennoch nur in Abhängigkeit von einzelsprachlichen morphologischen Merkmalen erkennbar. Dagegen kann jeder sprachliche Ausdruck, der in einer Situation gebraucht wird und durch den ein Kommunikationsziel erreicht bzw. erstrebt wird, für einen Satz im zweiten Sinne gehalten werden, unabhängig davon, in welcher Einzelsprache er formuliert ist und welche sprachliche Gestalt er hat, also gleichviel, ob er aus nur einem Wort besteht oder aus mehreren syntaktisch miteinander verbundenen Wörtern. Ein Ausdruck, der Satzgestalt hat, kann selbstverständlich auch als eine Kommunikationseinheit fungieren. So vergißt man oft die Tatsache, daß die beiden Definitionen auf verschiedenen Kriterien beruhen, und ist versucht, die allgemein übliche Satzlehre, die im finiten Verb bzw. in der Subjekt-Prädikat-Struktur ein wesentliches Merkmal



des deutschen Satzes sieht, mit dem Hinweis darauf zu kritisieren, daß auch ein Ausdruck wie *Feuer!*, in einer bestimmten Situation gebraucht, als ein vollständiger Satz (d.h. als eine sinnvolle Mitteilung) fungieren kann und also nicht etwa als Ellipse oder Abweichung von der Norm angesehen zu werden braucht. Solche Mißverständnisse könnten aber vermieden werden, wenn wir für den Satz im zweiten Sinne einen anderen Terminus als "Satz" verwendeten, z.B. den Terminus "Rede", wie es Porzig tut.<sup>7</sup> Die Ein-Wort-Rede *Feuer!* ist als Rede wohl keine Ellipse und keine Abweichung von der Norm, sie hat aber auch keine Satzgestalt und ist also kein deutscher Satz in unserem Sinne.

Nachdem ich die Verwendung des Terminus "Satz" auf dessen Gebrauch im Sinne von "Satz als sprachliche Gestalt" beschränkt habe, muß ich noch darauf hinweisen, daß man trotzdem, und zwar mit Recht, die Frage stellen kann, ob das finite Verb allein als Satzmerkmal ausreicht. Das Vorhandensein eines finiten Verbs reicht als Kriterium für die Bestimmung des deutschen Satzes offensichtlich nicht aus, wenn man einen Nebensatz (vor allem einen Relativsatz) als Satzteil von einem Satzgefüge als Satz unterscheiden will. Auch wenn man die Wortstellung des finiten Verbs als zweites Kriterium heranzieht, entscheidet man in Wirklichkeit doch nicht auf Grund dieser zwei – auch im optischen Medium der Schrift erkennbaren – Kriterien allein darüber, ob man einen Satz vor sich hat oder nicht. Für die Entscheidung darüber kommt schließlich etwas Intuitives hinzu: man empfindet einen Satz eben als Satz.

Die Tatsache, daß die Intonation, die bei der gesprochenen Sprache – sowohl im Deutschen wie auch im Japanischen – eine so wichtige Rolle für die Bestimmung des Satzes spielt, bei der geschriebenen Sprache nicht als solche in Erscheinung tritt, sondern nur durch die Interpunktion notdürftig ersetzt wird, legt den Gedanken nahe, daß der Geltungsbereich des anhand der geschriebenen Sprache herausgearbeiteten, herkömmlichen Satzbegriffes begrenzt sein muß. Ferner stellt sich die Frage, ob es den Forschern, die sich um die Erforschung der gesprochenen Sprache bemühen, gelingen wird, nur anhand der gesprochenen Sprache (also ganz unabhängig von der herkömmlichen Satzvorstellung) einen Begriff des Satzes als sprachlicher Gestalt zu konzipieren.<sup>8</sup>

Der schon erwähnte Zweifel, ob der deutsche und der japanische Satz wirklich als auf ein und derselben Ebene stehende syntaktische Einheiten miteinander vergleichbar sind, könnte eventuell auf die Einseitigkeit meiner auf die optischen Erscheinungsmöglichkeiten beschränkten Sprachbetrachtung zurückgeführt werden. Es ist also wohl möglich, daß dieser Zweifel sich – wenn man auch die akustischen Erscheinungsmöglichkeiten in Betracht zieht – als unbegründet erweist. Trotzdem wird der Versuch, auf diesen Zweifel näher einzugehen und ihn einmal von der Seite der geschriebenen Sprache her zu begründen, vielleicht ein kleiner Beitrag zur methodischen Frage des typologischen Sprachvergleichs sein.

2. Wenn ich den deutschen und den japanischen Satz im Rahmen der geschriebenen Sprache miteinander vergleiche, so scheint mir der deutsche Satz als syntaktische Einheit auf einer höheren Abstraktionsstufe zu stehen als der japanische, und zwar auf einer höheren Abstraktionsstufe innerhalb einer von der Parole zur Langue führenden Abstraktionskala. Anders ausgedrückt, mir scheint der japanische Satz als syntaktische Einheit dem Phänomen der Parole näher zu stehen als der deutsche. Diese Bemerkung dürfte sowohl den Deutschen, die die japanische Sprache nicht kennen, als auch den Japanern, die die deutsche Sprache kennen, zunächst befremdlich vorkommen. Sie bedarf also einer Erklärung. Diese betrifft das Verhältnis zwischen Parole und Langue und die Lokalisierung des Satzes zwischen diesen Größen.

Das “Wort” aus jeweiligen einmaligen Reden (= Texten), in denen es vorkommt, herauszunehmen und als eine Einheit auf der Ebene der Langue anzusehen, ist sowohl für die deutsche wie auch für die japanische Sprache möglich, und zwar in gleichem Maße leicht möglich. Dagegen ist es sowohl für die deutsche wie auch für die japanische Sprache sehr schwierig, die “Rede” aus jeweiligen einmaligen Reden herauszunehmen und zu einer Einheit auf der Ebene der Langue zu abstrahieren; denn eine Rede ist nichts anderes als das unmittelbare Dokument einer jeweils einmaligen Sprachtätigkeit, d.h. der Parole selbst. In dieser den beiden Sprachen, vielleicht allen natürlichen Sprachen gemeinsamen Tatsache gründet auch die weitere Tatsache, daß der Austausch sprachlicher Zeichen entweder in Wörtern (: Nennungen) oder in Reden (: Prädikationen) möglich ist. Für eine deutsche Nennung kann

man ohne weiteres eine entsprechende japanische Nennung finden bzw. neu bilden, solange im außersprachlichen Bereich ein Korrelat der betreffenden Nennung erkennbar ist und die Austauschbarkeit zwischen den beiden Nennungen im Hinblick auf ihr gemeinsames außersprachliches Korrelat überprüfbar ist. Die Übersetzung ist dagegen nur in bezug auf eine Prädikation (eine Rede, einen Text) möglich. Einen deutschen Satz wie *Er ist Student*, glaubt man normalerweise ohne weiteres ins Englische oder ins Französische übersetzen zu können; erst bei dem Versuch, ihn ins Japanische zu übersetzen, stellt man fest, daß die Übersetzung dieses Satzes eigentlich nicht möglich ist, ohne zu wissen, wer mit *er* gemeint ist, in welcher Situation der Satz gebraucht wird, ob der Sprecher sich dabei dem Partner gegenüber höflich verhält oder nicht, usw. Übersetzen kann man den Satz nur als die Prädikation, die auf eine bestimmte Situation bezogen ist und die man deswegen nicht nur sprachlich, sondern auch dem Gemeinten nach versteht. Also gibt es in der Sprache zwei Ebenen, auf denen die einzelsprachliche Verschiedenheit auf Grund der außersprachlichen Gemeinsamkeit ausgeglichen werden kann: 1) die lexikalische Ebene, auf der etwas genannt wird, 2) die syntaktische Ebene, auf der etwas prädiziert wird. Was in einem Sprachsystem genannt ist, kann auch in einem anderen Sprachsystem genannt werden; was in einer Sprache prädiziert worden ist, kann auch in einer anderen Sprache prädiziert werden. Ohne diese allen Sprachen gemeinsame Grundeigenschaft wäre eine kontrastive Sprachbetrachtung überhaupt nicht möglich.<sup>9</sup>

Eine Schwierigkeit bei diesem Gedanken besteht allerdings darin, daß unsere Dichotomie von "Nennung" und "Prädikation" sich zu der Saussureschen Dichotomie von "langue" und "parole" in folgender Weise verhält: die Prädikation als konkretes syntaktisches Phänomen gehört zur Parole, aber die Prädikation als die abstrakte Struktur dieses Phänomens gehört zur Langue, genauso, wie eine Nennung als lexikalische Einheit zur Langue gehört. Eine syntaktische Untersuchung befaßt sich immer mit der Parole als ihrem unmittelbaren Gegenstand, aber das Ergebnis der Untersuchung liegt auf der Ebene der Langue. Solange die einzelsprachliche Syntax es sich zur Aufgabe macht, die Regeln, die vom Sprachträger beim Prädizieren in der betreffenden Sprache befolgt werden müssen, aufzudecken und zu beschreiben, ist

es auch verständlich, daß nicht nur die einzelnen Regeln für das Prädizieren, sondern auch der Rahmen, in dem prädiziert wird, dem System dieser Sprache zugeschrieben werden. Die Prädikation fällt im einzelsprachlichen System faktisch mit dem Satz zusammen, der einen solchen Rahmen darstellt, während die Prädikation als unmittelbarer Gegenstand der syntaktischen Untersuchung mit der Rede zusammenfällt, die von einem bestimmten Sprachträger in einer bestimmten Situation prädiziert wird und also jeweils einmalig ist. Unsere Gleichsetzung der Prädikation einmal mit dem Satz, zum andern mit der Rede könnte einem befremdlich vorkommen, wenn man den Satz als einen Teil der Rede ansieht. In der Tat können sich die Rede und der Satz – wenn sie beide als Phänomene auf der Ebene der Parole betrachtet werden – wie Ganzes und Teil verhalten, da eine Rede in mehrere Sätze zerlegt werden kann.<sup>10</sup> Wir siedeln den Satz und die Rede aber auf zwei verschiedenen Ebenen an: den Satz als Prädikation auf der Ebene der Langue und die Rede als Prädikation auf der Ebene der Parole. Diesen weiten Begriff von “Prädikation” brauchen wir, um den deutschen und den japanischen Satz als einzelsprachliche syntaktische Einheiten auf der Ebene der Langue miteinander vergleichen zu können. Da die Prädikation als Vergleichsbasis dabei als eine zwar syntaktische, aber doch allgemeinsprachlich syntaktische Einheit konzipiert ist, ist es nicht verwunderlich, daß wir für diese Einheit kein objektsprachliches Beispiel zitieren können. Wenn wir aber trotzdem konkrete Beispiele anführen wollen, um den Begriff der Prädikation zu erläutern, so können wir deutsche oder japanische Sätze mit ihrem jeweiligen ihre Übersetzung ermöglichenden Kontext zitieren. Es gibt aber kein Beispiel für die Prädikation als solche.

Wenn die Prädikation auf der Ebene der Parole jeweils auf eine einmalige Situation bezogen ist, muß sie eigentlich auch auf der Ebene der Langue als eine solche sprachliche Einheit aufgefaßt werden, nämlich als situationsbezogene syntaktische Einheit. In der Tat wird der Satz in der japanischen Grammatik als die syntaktische Einheit definiert, die dem Sprachträger ermöglicht, zum Aussageinhalt (zum besprochenen Sachverhalt) im Hinblick auf die Situation Stellung zu nehmen und diesen auf sie zu beziehen und dadurch zur Aussage zu machen. Diese syntaktische Funktion, die dem Satz als Ganzem zukommt, nennt man auf japanisch “chinjutsu” (Aussagen) und unterscheidet sie von der Auf-

gabe, den Aussageinhalt zu formulieren, d.h. "jojutsu" (Besprechen), die auch einem Satzteil zukommt.<sup>11</sup> Auf diese Auffassung des Satzes als situationsbezogene syntaktische Einheit kommt man bei der Analyse japanischer Texte deswegen leicht, weil man hier vielen Sprachmitteln begegnet, die nicht zur Formulierung des Aussageinhalts, sondern ausschließlich zur Bezeichnung der Situation (der persönlichen Beziehung des Sprechers zum Partner, seiner Empfindung im Augenblick des Prädizierens) und gleichzeitig als finale Formen zur Markierung der Prädikation dienen. Solche Sprachmittel (emotionale finale Postpositionen und honorative Verbalsuffixe)<sup>12</sup> bilden im System der japanischen Sprache Kategorien, mit deren Hilfe unendlich viele verschiedene außersprachliche Situationen sprachlich erfaßt und unter ein paar Typen subsumiert werden können, obwohl sich daraus kein grammatisches Paradigma ergibt. Indem die jeweils einmalige konkrete Situation als ein Situationstyp aufgefaßt wird, wird auch die Situationsbezogenheit – von der Ebene der Parole in Richtung auf die Ebene der Langue – abstrahiert; aber auch auf der Ebene der Langue gehört sie der Prädikation (dem Satz) als ihr Wesensmerkmal zu.

Wie steht es demgegenüber mit dem deutschen Satz? Ein deutscher Satz wie z.B. *Es regnet*, kann in recht verschiedenen Situationen bzw. Kontexten vorkommen; auf der Ebene der Parole ist er sicher auf irgendeine Situation bezogen. Aber wenn man vom deutschen Satz als sprachlicher Gestalt ausgeht und über die Situationsbezogenheit des Satzes nachdenkt, kommt es einem so vor, als ob es sich hier um kein innersprachliches Phänomen handle; denn der Satz *Es regnet*, wird jedesmal – wenigstens auf den ersten Blick – nur dadurch auf eine Situation bezogen, daß er in dieser Situation gebraucht wird, und die Bezugnahme auf die Situation wird nicht zusätzlich, wie im Japanischen, durch ein sprachliches Mittel bezeichnet. Die Situationsbezogenheit kann deswegen auf der Ebene der Langue nicht mehr aufgefaßt werden. So scheint der deutsche Satz auf der Ebene der Langue eine syntaktische Einheit darzustellen, die ohne Bezug auf die Situation nur der Formulierung eines Sachverhalts dient, und in dieser Hinsicht, wie schon gesagt, mehr als der japanische Satz abstrahiert zu sein.<sup>13</sup>

Gibt es aber in der deutschen Sprache wirklich kein sprachliches Mittel, das zur Bezeichnung der Situation dient? Das wäre doch unwahrscheinlich, und so gibt es in der Tat auch im Deutschen zahlreiche

Sprachmittel, die in einer Prädikation zu dem Zweck gebraucht werden, die Stellungnahme des Sprechers zum besprochenen Sachverhalt, seine Stimmung in der Situation, seine persönliche Beziehung zum Angesprochenen usw. zum Ausdruck zu bringen: Ein und derselbe Sachverhalt kann nämlich auf verschiedene Weise prädiziert werden, so z.B. der Sachverhalt "es regnet" als *Es regnet, nicht wahr?*, *Es wird wohl Regen geben.*, *Es regnet bestimmt.*, *Hoffentlich regnet es bald.*, *Na, es regnet.* usw. Die Grammatiker der deutschen Sprache sind aber nicht dazu gelangt, solche Ausdrücke als "situationsbezogene Sprachmittel" als Kategorien auf der Ebene der Langue zu etablieren. Denn sie haben die Sprachmittel, die ausschließlich zur Bezeichnung der außersprachlichen Situation dienen, die aber bei der Prädikation nicht in die fest an das finite Verb gebundene syntaktische Fügung eingegliedert werden, – vor allem solche, die hauptsächlich in der gesprochenen Sprache vorkommen und selten schriftlich fixiert werden, – von vornherein aus ihrem grammatischen Interesse verbannt. Die Hilfsverben werden zwar den Kategorien Modus und Tempus eingegliedert; aber die Tatsache, daß sie bei der Prädikation als finites Verb in einer Personalform erscheinen und so in die grammatische Subjekt-Prädikat-Struktur hineingezogen werden müssen, scheint den Betrachter der deutschen Sprache in der Erkennung der Tatsache, daß es sich bei den Kategorien Modus und Tempus mehr um die Stellungnahme des Sprechers zum besprochenen Sachverhalt im Hinblick auf die Situation als um die Formulierung des Sachverhalts selber handelt, eher zu hindern als zu fördern. Denn das finite Verb, durch das die deutsche Prädikation markiert wird, kann zwar gleichzeitig auch zur Bezeichnung der Situation dienen; aber solange es immer in einer Personalform erscheinen muß, ist es nicht imstande, – unabhängig von der Klassifikation des besprochenen Sachverhalts nach der grammatischen Person – unmittelbar auf die außersprachliche Situation Bezug zu nehmen, was übrigens für eine Interjektion wie *na!* sowie für die japanischen emotionalen finalen Postpositionen möglich ist.

3. Wir würden sicherlich der deutschen Grammatik nicht ganz gerecht, wenn wir von ihr sagten, daß sie bei ihrem Satzbegriff die Situationsbezogenheit der Aussage überhaupt außer acht ließe. Was uns bei der obigen Beobachtung interessiert, ist vielmehr folgendes: Die

Tatsache, daß die Prädikation in der deutschen Sprache durch das finite Verb in einer Personalform markiert wird, scheint uns, wenn wir im Deutschen präzisieren, dazu zu verhelfen bzw. zu verführen, daß wir uns das, was im Rahmen eines Satzes formuliert worden ist, wie einen Sachverhalt, der unabhängig von jeder Situation denkbar ist und immer wieder vorkommen kann, vorstellen, d.h. den besprochenen Sachverhalt von seinem ursprünglichen Bezug auf die einmalige Situation lösen und ihm im sprachlichen Bereich eine gewisse Selbständigkeit verleihen, kurz, den im Rahmen des Satzes besprochenen Sachverhalt hypostasieren. Die Potenz der Hypostasierung kommt zwar jeder Sprache als eine wesentliche Leistung des Zeichens zu, aber diese Art Hypostasierung auf der syntaktischen Ebene sicherlich nicht allen Sprachen in gleicher Weise. Sie scheint jedenfalls der deutschen Sprache in weit höherem Grade als der japanischen inhärent zu sein. Und dies ist auch ein Grund dafür, daß ich die deutsche Sprache für eine günstigere Metasprache halte als meine Muttersprache. Die Hypostasierung stellt zwar eine gewisse geistige Gefahr dar, eine Entfremdung von der Wirklichkeit, vor der man sich stets hüten muß; sie bietet uns aber ohne Zweifel auch eine Hilfe, mit der allein die geistige Tätigkeit für uns eine erfaßbare objektive Wirklichkeit wird. Über die Sprache z.B. könnte man ohne Hilfe der Hypostasierung überhaupt nicht sprechen, genauso wenig wie über Gott. Es ist mir bewußt, daß die Hypostasierungskraft der Sprache als solche nicht zum Gegenstand einer linguistischen Untersuchung gemacht werden kann, genauso wenig wie das Zwangsgefühl, das ich beim Gebrauch der deutschen Schriftsprache empfinde. Im folgenden möchte ich nur versuchen, die Eigentümlichkeit der durch das finite Verb markierten, d.h. durch die grammatische Person geprägten Prädikation von diesem speziellen Interesse an der Hypostasierung her zu interpretieren, und zwar im Kontrast zur japanischen Prädikation, die der Bedingung der grammatischen Person nicht unterworfen ist.<sup>14</sup>

Wenn man unter dem Phänomen der grammatischen Person nichts anderes als die sprachliche Möglichkeit verstehen sollte, die Rolle des Sprechers und des Angesprochenen von der besprochenen Welt abzuheben, bzw. die personale Beziehung in der besprochenen Welt als in die drei Kategorien des Sprechers, des Angesprochenen und eines Dritten gliedert zu bezeichnen, hätte man eigentlich keinen Grund, in diesem Phänomen eine Eigentümlichkeit der deutschen (bzw. einer in-

dogermanischen) Sprache zu sehen. Da auch in der japanischen Sprache die spezielle Kategorie der Personalwörter, die sich von normalen Gattungsnamen unterscheiden und nur die Rolle des Sprechers oder des Angesprochenen in der Situation bezeichnen, vorhanden ist, ist es auch für die japanische Sprache selbstverständlich möglich, eine besprochene Person entweder als "mit dem Sprecher identisch", oder als "mit dem Angesprochenen identisch", oder als "weder mit dem Sprecher noch mit dem Angesprochenen identisch" zu bezeichnen. Das Phänomen der grammatischen Person in den indogermanischen Sprachen ist aber nicht auf diese Bezeichnungsmöglichkeiten beschränkt; die Bezeichnung der Person ist hier ein grammatisches Phänomen, und zwar in der Hinsicht, daß die Person als Träger der besprochenen Handlung die Form des finiten Verbs, durch das die Prädikation markiert wird, bestimmt und dadurch für die Syntax relevant wird.

Um den wesentlichen Unterschied zwischen der durch die grammatische Person bestimmten und der durch diese nicht bestimmten Prädikation klar zu machen, ist es angebracht, zuerst darauf hinzuweisen, daß bei einer jeden Prädikation – wenigstens theoretisch – zwei Dimensionen voneinander zu unterscheiden sind: die Formulierung des Aussageinhalts und die sprachliche Bezugnahme auf die Situation, obwohl diese de facto – einzelsprachlich in verschiedener Weise – ineinandergreifen und nie voneinander getrennt werden können. Bei der japanischen Prädikation ist der Unterschied zwischen den beiden Dimensionen deswegen ziemlich deutlich erkennbar, weil es hier, wie schon erwähnt, spezielle Sprachmittel für die Bezugnahme auf die Situation gibt, Sprachmittel, die sich von den üblichen Sprachmitteln, die zur Formulierung des Aussageinhalts dienen, kategorial unterscheiden.<sup>15</sup> Dieser Dimensionsunterschied ist aber, wenn man von der Seite der deutschen Prädikation ausgeht, schwierig zu erkennen; denn die Eigentümlichkeit der durch die grammatische Person geprägten Prädikation besteht gerade darin, daß durch die Verwendung des finiten Verbs in einer Personalform die beiden Dimensionen so fest miteinander verkoppelt werden, daß man als naiver Sprachträger nicht einmal dazu kommt, sich dieser Verkoppelung der verschiedenen Dimensionen bewußt zu werden.<sup>16</sup>

Bei der Verwendung des finiten Verbs in einer Personalform handelt es sich nämlich einmal um die Klassifikation der besprochenen Welt im



Hinblick auf die Situation, zweitens aber, umgekehrt gesagt, um die durch die Klassifikation der besprochenen Welt versprachlichte Bezugnahme auf die Situation. Denn welche Personalform verwendet werden soll, wird vor allem danach geregelt, ob der Träger der besprochenen Handlung mit einem der beiden Teilnehmer an der Kommunikation, also mit einer der personalen Komponenten der Situation, identisch ist oder nicht, und wenn ja, mit welchem Teilnehmer er identisch ist, mit dem Sprecher oder dem Angesprochenen. Die sich daraus fast mechanisch ergebenden drei Kategorien, die 1., die 2. und die 3. Person, gelten eigentlich nur für die Klassifikation der besprochenen Welt; aber dadurch, daß sich das finite Verb durch diese sprachliche Klassifikation mittelbar auf die Situation bezieht, kommt es einem bei der deutschen Prädikation so vor, als ob die Situation selbst in diese drei Kategorien gegliedert sei.

Um diesen eigentümlichen Mechanismus der grammatischen Person zu klären, ist es aufschlußreich, dieser für das europäische Sprachleben selbstverständlichen Dreiteilung der personalen Beziehung eine andere Klassifikationsmöglichkeit gegenüberzustellen.<sup>17</sup> Denn die Dreiteilung nach dem Modell der Kommunikation ist zwar insofern für alle natürlichen Sprachen möglich, als dieses Modell im außersprachlichen Bereich gründet; sie ist aber nicht die einzige Möglichkeit, die zu besprechende personale Beziehung im Hinblick auf die Situation zu klassifizieren. Dem Handlungsausdruck des Japanischen liegt eine andere Klassifikation zugrunde, nämlich die Zweiteilung der personalen Beziehung in die eigene Person (jap. *ji*) und die andere Person (jap. *ta*). Die besprochene Handlung wird hier entweder als eine Handlung der eigenen Person oder als eine solche der anderen Person aufgefaßt und dementsprechend in verschiedener Weise formuliert. Auch diese Zweiteilung dürfte wohl ursprünglich – genauso wie die Dreiteilung nach dem Kommunikationsmodell – im Hinblick auf die Sprechsituation entstanden sein, in der ja der Sprecher als eigene Person dem Angesprochenen als anderer Person gegenübersteht. Aber als Prinzip für die Klassifikation der zu besprechenden menschlichen Welt ist sie nicht mehr an die Rolle des Sprechers und des Angesprochenen in der Situation gebunden: der Sprecher wird normalerweise von sich selber als eigene Person aufgefaßt, in ironischer Sprechweise kann er aber sich selber auch als andere Person auffassen. Ein jeder Mensch kann als eigene Person aufgefaßt werden,

wenn der Sprecher ihn eben als auf der eigenen Seite stehende Person beurteilt und sozusagen mit sich selbst identifiziert. Diese Beurteilung aber ist nicht auf die zwischen dem Sprecher und dem betreffenden Menschen bestehende persönliche Beziehung als solche fixiert, sondern abhängig von dem vom Sprecher selbst jeweils erkannten Verhältnis unter den verschiedenen dabei mitspielenden interpersonalen Beziehungen: nicht nur die Beziehung des Sprechers zum betreffenden Besprochenen, sondern auch die Beziehung des Angesprochenen zu diesem, die Beziehung zwischen Sprecher und Angesprochenem und manchmal auch noch die Beziehung zwischen dem betreffenden Besprochenen und einem anderen Besprochenen, diese müssen alle in Betracht gezogen und untereinander abgewägt werden, damit der Sprecher beurteilen kann, ob er den Betreffenden als eigene Person auffassen soll oder als andere Person. Wenn ich z.B. mit meinem Vater über eine seiner Handlungen spreche, formuliere ich sie als eine Handlung "der anderen Person"; wenn ich aber mit einem Fremden über sie spreche, formuliere ich sie als Handlung "der eigenen Person" und eine Handlung dieses Fremden dagegen als eine Handlung "der anderen Person". Wenn es sich dabei um eine zwischenmenschliche Handlung wie z.B. "geben", "mitteilen", "bitten" usw. handelt, verhält es sich noch komplizierter. Wenn einer der beiden Besprochenen (z.B. der Träger der Handlung) als eigene Person aufgefaßt wird, muß der andere (z.B. der an der Handlung Beteiligte) als andere Person aufgefaßt werden, da die eigene und die andere Person ein sich gegenseitig bestimmendes Begriffspaar darstellen. Die Zweiteilung der menschlichen Welt in die eigene und die andere Person beruht im Grunde auf einem relativen Prinzip. Aus diesem Grunde wird bei der Verwendung eines japanischen Handlungsausdrucks, dem diese Zweiteilung zugrundeliegt, weit mehr auf den konkreten Fall der Situation Rücksicht genommen als bei der Verwendung eines deutschen Verbs in einer Personalform, bei der die Situation stets nur in der Form des Kommunikationsmodells berücksichtigt wird.

Die zu besprechende Welt nach dem Kommunikationsmodell zu klassifizieren bedeutet nichts anderes als sie zwar im Hinblick auf die Situation, aber unabhängig von dem jeweiligen konkreten Fall der Situation zu klassifizieren und zu besprechen. In dieser Hinsicht scheint die deutsche Prädikation auf Grund der Dreiteilung in die 1., 2. und 3. Person

eine Abstraktion in höherem Grade darzustellen als die japanische auf Grund der Zweiteilung in die eigene und die andere Person. Wenn wir nun die beiden Sprachen in dieser grundlegenden Verfahrensweise der Prädikation miteinander vergleichen wollen, stellt sich aber wiederum die bekannte Frage, ob wir hier zwei legitim vergleichbare, d.h. einander entsprechende Phänomene vor uns haben. Die Wahl einer Personalform für die 1., 2. oder 3. Person ist ohne Zweifel ein Phänomen auf der syntaktischen Ebene; ob es sich bei der Wahl eines Verbs (: Handlungsausdrucks) für die zu besprechende Handlung der eigenen oder der anderen Person um ein Phänomen auf der syntaktischen Ebene handelt oder nicht, ist dagegen sehr schwierig zu entscheiden. Für die Bezeichnung der Handlung "geben" z.B. haben wir im Japanischen verschiedene Wörter: *yaru* für das Geben in der Richtung von der eigenen zur anderen Person, *ageru* bzw. *sasbiageru*, wenn die andere Person dabei als höherstehende geehrt wird, *kureru* für das Geben in der Richtung von der anderen zur eigenen Person, *kudasaru*, wenn die andere Person dabei als höherstehende geehrt wird. Wenn der japanische Sprachträger von diesen Wörtern eines auswählt und für die Bezeichnung der betreffenden Handlung verwendet, so scheint es sich hier um ein Phänomen auf der lexikalischen Ebene zu handeln, genauso wie in dem Fall, wo der deutsche Sprachträger von mehreren Synonymen wie *geben*, *reichen*, *darreichen*, *überreichen*, *schenken* usw. eines auswählt, um eine zwischenmenschliche Handlung zu bezeichnen. Aber der Unterschied zwischen *kureru* und *yaru* in ihrer Verwendung ist von anderer Natur als der zwischen zwei Synonymen bestehende semantische (bzw. stilistische) Unterschied. Er entspricht vielmehr einem semantischen (bzw. grammatischen) Unterschied, wie er z.B. zwischen Aktiv und Passiv (oder Faktitiv), zwischen Intransitiv und Transitiv, zwischen *sein* und *haben*, zwischen *kommen* und *bringen*, zwischen *bleiben* und *lassen* usw. besteht.<sup>18</sup> In diesem Bereich eines Genus verbi in weiterem Sinne greifen – sowohl in der deutschen als auch in der japanischen Sprache, aber in einzelsprachlich verschiedener Weise – syntaktische und lexikalische Phänomene ineinander. Zwischen der syntaktischen und der lexikalischen Ebene ist hier keine scharfe Grenze zu ziehen.

Wenn wir die der deutschen Prädikation und die der japanischen Prädikation zugrundeliegenden Regeln beide als "grammatische Regeln" miteinander vergleichen wollen, müssen wir wohl den Begriff "gramma-

tisch" zunächst sehr weit fassen und danach unter den grammatischen Regeln zwei Typen voneinander unterscheiden: 1) systemgebundene, im rein sprachlichen Bereich begründete Regeln (z.B. grammatische Kongruenz) und 2) auf den außersprachlichen Bereich bezogene, eine Interpretation erfordernde Regeln (z.B. die Verwendungsweise des bestimmten Artikels, der modalen und temporalen Formen). Da zwischen den beiden Typen eine ziemlich breite Zwischenzone (z.B. die Verwendungsweise der Kasus und Präpositionen) besteht, können sie zwar de facto nicht so scharf gegeneinander abgegrenzt werden, die Unterscheidung ist aber für einen Vergleich zwischen der deutschen und der japanischen Prädikation dennoch sehr aufschlußreich. Denn die deutsche Sprache verfügt über sehr viele systemgebundene grammatische Regeln, während die japanische Sprache – abgesehen von den Flexionsformen und der Reihenfolge bestimmter Sprachmittel – solche Regeln kaum kennt. Die Verwendungsweise der Personalform bei der deutschen Prädikation ist an das System des Deutschen gebunden und sprachlich geregelt; diese systemgebundene Regelung ist deswegen möglich, weil die Dreiteilung nach dem Kommunikationsmodell, unabhängig von jedem subjektiven Urteil des Sprachträgers, fast mechanisch durchgeführt werden kann. Bei der japanischen Prädikation, die der grammatischen Person nicht unterworfen ist, ist dagegen die Verwendungsweise aller der Sprachmittel, die zur Bezeichnung der personalen Beziehungen dienen, abhängig davon, wie die betreffende außersprachliche Beziehung vom Sprachträger jeweils interpretiert wird; nicht nur die Verwendungsweise von Sprachmitteln, die die interpersonalen Beziehungen in der besprochenen Welt bezeichnen (z.B. der sogenannten stoffbezogen honorativen Verben, der Verbalsuffixe für Passiv und Faktitiv, der Handlungsausdrücke mit Richtungscharakter usw.), sondern auch die Verwendungsweise der sogenannten partnerbezogen honorativen Hilfsverben, die auf die persönliche Beziehung zwischen Sprecher und Angesprochenem in der Situation Bezug nehmen und gleichzeitig zur Markierung der Prädikation dienen, ist nicht so an das sprachliche System gebunden wie die Verwendungsweise der Personalform.<sup>19</sup> Der japanische Sprachträger wird zwar dazu gezwungen, entweder mit einer höflicheren Form oder mit einer weniger höflichen Form den Satz abzuschließen; aber welche Form gewählt werden soll, hängt im Grunde nur von seinem eigenen Urteil in Bezug auf den außersprachlichen Bereich

ab. Der deutsche Sprachträger, der einen Satz bildet, wird dagegen nicht nur dazu gezwungen, eine Personalform für das finite Verb zu wählen; welche Personalform gewählt werden soll, ist auch sprachlich geregelt und steht für ihn nicht mehr frei, wenn er sich entschieden hat, worüber er sprechen will. Hierin besteht ein wesentlicher Unterschied zwischen der deutschen und der japanischen Prädikation auf der Satzstufe.

4. Die grammatische Person ist nicht nur auf der Satzstufe, sondern auch auf der Textstufe für die deutsche Syntax relevant. Dies zeigt sich vor allem darin, daß die anaphorischen Personalpronomina nach systemgebundenen grammatischen Regeln verwendet werden.

Wir können einmal sagen: auf der Textstufe besteht für den Sprachträger kein sprachlicher Zwang; denn nachdem er einen Satz formuliert hat, wie z.B. *Es war einmal ein König.*, steht es ihm noch völlig frei, was für einen Satz er auf diesen folgen lassen will. Er kann sich frei entscheiden, wie er seine Rede konstituieren will. Aber in dem Moment, in dem er sich dazu entschließt, im nächsten Satz über den im ersten Satz genannten König weiter zu sprechen, wird die Freiheit des Sprachträgers in eine bestimmte Richtung hin eingeschränkt, in der nun die Auswahlmöglichkeit der verwendbaren Sprachmittel bereits an das System des Deutschen gebunden ist. Der nächste Satz könnte z.B. heißen: *Er hatte drei schöne Töchter.* Anstelle des anaphorischen Pronomens *er* kann auch ein anderer Ausdruck wie z.B. *der König, dieser König, der alte König, dieser mächtige Mann* usw. verwendet werden. Aber die Möglichkeit, anstelle von *er hatte* einen Ausdruck wie *sie hatte, es hatte, sie hatten* zu verwenden, ist hier genauso ausgeschlossen wie die Möglichkeit, im zweiten Satz den im ersten Satz genannten König noch einmal mit dem Ausdruck *ein König* zu bezeichnen. Die Regel, daß der unbestimmte Artikel bei der zweiten Nennung nicht mehr verwendet werden kann, ist dabei in der – außersprachlichen – Tatsache begründet, daß der betreffende König durch die erste Nennung dem Kommunikationspartner bereits bekannt ist. Die Regel, daß das anaphorische Pronomen, das das vorausgehende Substantiv *König* wiederaufnimmt, das Personalpronomen der 3. Person, ein Maskulin Singular sein muß, ist dagegen nur im sprachlichen Bereich begründet, nämlich im System des Deutschen, das über die grammatischen Kategorien "Person", "Ge-

nus” und “Numerus” verfügt und auch auf der Textstufe, d.h. zwischen “Substituendum” und “Substituens” eine grammatische Kongruenz verlangt.<sup>20</sup>

Was die Kongruenz im Genus und Numerus betrifft, so ist auch die Verwendungsweise der adjektivischen Demonstrativpronomina *der, dieser, jener* usw. nicht frei von den systemgebundenen Regelungen. In diesem Fall handelt es sich aber um eine grammatische Kongruenz zwischen dem Pronomen und dem von ihm bestimmten Substantiv auf der Satzstufe.<sup>21</sup> Obwohl ein durch ein Demonstrativpronomen bestimmtes Substantiv unter Umständen an der Stelle eines anaphorischen Personalpronomens auftreten kann, ohne das Gemeinte zu ändern, wie es z.B. in dem Text: *Es war einmal ein König. Er (Der König) hatte drei schöne Töchter*, der Fall ist, unterscheidet das anaphorische Pronomen sich vom Demonstrativpronomen wesentlich darin, daß seine Verwendungsweise – über den Rahmen des Satzes hinaus – an das System des Deutschen gebunden ist. Durch die im sprachlichen System gesicherte Identität (d.h. die grammatische Kongruenz zwischen Substituendum und Substituens) nimmt das anaphorische Pronomen einen im vorausgehenden Satz schon genannten sprachlichen Ausdruck als solchen wieder auf und bezieht sich nur mittelbar durch diesen auf dessen außersprachliches Korrelat. Eine klare Unterscheidung zwischen der primären Sprachtätigkeit auf der Satzstufe und der Wiederaufnahme des bereits Genannten bzw. Versprachlichten auf der Textstufe ist eigentlich nur auf Grund des Vorhandenseins der Kategorie der anaphorischen Pronomina möglich, die ihrerseits nur im Zusammenhang mit der durch die grammatische Person geprägten Prädikation existieren können.

Bei den Demonstrativpronomina haben wir dagegen keinen zwingenden Grund, von ihrer deiktischen Verwendung in bezug auf die Situation oder den Horizont ihre ebenso deiktische Verwendung in bezug auf den Kontext abzuheben und sie als “anaphorische Verwendung” zu bezeichnen.<sup>22</sup> Der Kontext unterscheidet sich zwar insofern von der außersprachlichen Situation, als er selber ein sprachliches Produkt ist. Aber zur Prädikation als der primären Sprachtätigkeit stehen der Kontext und die Situation sowie der Horizont in der gleichen Beziehung: sie sind alle insofern “außersprachlich”, als nur im Hinblick auf sie prädiert wird und sie selber nicht prädiert werden.<sup>23</sup> Auf das

Außersprachliche in diesem Sinne nimmt ein Demonstrativpronomen stets unmittelbaren Bezug.

Auch bei der Verwendung einer Konjunktion, von der man mit Recht sagen kann, daß sie eine Verbindung zwischen zwei Sätzen herstellt und also ihre Aufgabe über den Rahmen eines Satzes hinausgeht, kann man wiederum mit gleichem Recht behaupten, die Konjunktion verbinde die Sätze nicht als sprachliche Einheiten miteinander, sondern nehme unmittelbar Bezug auf den Sachverhalt, der im vorausgehenden Satz formuliert worden und jetzt auch dem Partner bekannt geworden ist, der also – vom Standpunkt der Gegenwart des Prädizierens her gesehen – bereits zum gemeinsamen Horizont der Kommunikationspartner gehört.

Die japanische Sprache verfügt zwar über viele Sprachmittel, die in etwa den Demonstrativpronomina und den Konjunktionen des Deutschen entsprechen. Die Satzstufe und die Textstufe sind aber bei der japanischen Prädikation deswegen schwierig auseinanderzuhalten, weil hier erstens eine so eindeutige Substitution eines Sprachmittels durch ein anderes Sprachmittel, wie sie bei der Verwendung eines anaphorischen Personalpronomens vorliegt, nie vorkommt und zweitens die Bezugnahme auf die Situation und die Bezugnahme auf den Kontext hier sehr oft von ein und demselben Sprachmittel wahrgenommen werden, nämlich von dem Sprachmittel, das zur Markierung der Prädikation dient und am Satzende steht.<sup>24</sup>

Das Prädizieren in einer Einzelsprache ist im Grunde ein Prozeß, der einerseits eine Möglichkeit der betreffenden Einzelsprache (d.h. einer Langue) ist und andererseits als individuelle Sprachtätigkeit (d.h. als Parole) jeweils ein einmaliges sprachliches Produkt (eine Rede) hervorbringt, das nur in Abhängigkeit vom jeweiligen Außersprachlichen in eine andere Einzelsprache übersetzt werden kann. Zwischen diesen beiden Polen, Möglichkeit einer Sprache und deren individueller Realisierung, finden sich die zwei Ebenen, deren Mitwirken für das Prädizieren in einer jeden Einzelsprache notwendig ist, die lexikalische und die syntaktische Ebene.<sup>25</sup> Die lexikalische scheint dabei dem Pol der Möglichkeit und die syntaktische dem der Realisierung näher zu stehen; es ist jedoch ohne Zweifel nicht richtig, das Wort als lexikalische Einheit der Langue und den Satz als syntaktische Einheit der Parole zuzuordnen. Bei dem Versuch, zwischen der lexikalischen und der syntakti-

sehen Ebene zu unterscheiden, kann man die Unterscheidung zwischen Wort und Satz (bzw. Rede) zwar mit der Unterscheidung zwischen Nennung (dem Lexikalischen) und Prädikation (dem Syntaktischen) gleichsetzen. Bei unserem Anliegen, die deutsche und die japanische Prädikation miteinander zu vergleichen, müssen wir aber "Wort", "Satz", "Text" alle als einzelsprachlich geprägte Einheiten auf der syntaktischen Ebene ansehen, wobei der Satz eben die syntaktische Einheit darstellt, die dem Sprachträger als Rahmen für seine Prädikation bewußt und vom Grammatiker als günstiger Anhaltspunkt für die Beschreibung der syntaktischen Phänomene der betreffenden Einzelsprache benutzt wird. Beim Vergleich zwischen der deutschen und der japanischen Prädikation stellt sich gerade heraus, daß die Wort-Satz-Relation sowie die Satz-Text-Relation von Sprache zu Sprache verschieden ist, daß im japanischen Satzbegriff z.B. die deutschen syntaktischen Einheiten "Satz" und "Text" beinahe zusammenfallen können.<sup>26</sup> Umgekehrt gesagt: es ist gerade das Charakteristische an der durch die grammatische Person geprägten deutschen Prädikation, daß das Prädizieren auf den beiden Stufen zustandekommt.

Etwas überspitzt könnte man sagen: der Trick der grammatischen Person für die sprachliche Hypostasierung besteht in der Isolierung der besprochenen Welt aus der unmittelbaren Situationsbezogenheit, und zwar auf zwei Stufen, erstens auf der Satzstufe, auf der die zu bezeichnende Situation selbst bereits von der sprachlichen Klassifikation der zu besprechenden Welt nach dem Kommunikationsmodell versprachlicht wird, zweitens auf der Textstufe, auf der das schon sprachlich Gewordene vom anaphorischen Pronomen systematisch, d.h. ohne unmittelbaren Bezug auf das Außersprachliche, wiederaufgenommen und auf diese Weise sozusagen doppelt versprachlicht werden kann. Gegen diese überspitzte Bemerkung könnte ein muttersprachlicher Sprachträger vielleicht den Einwand erheben: wenn er *du* sage, denke er dabei nicht an die 2. Person im Kommunikationsmodell, sondern an den Angesprochenen selber; wenn er das Wort *Wagen* mit *er* wiederaufnehme, meine er damit nicht das Wort *Wagen*, sondern den Wagen selber; ohne Bezug auf das Außersprachliche könne er doch nicht sprechen. Ich würde ihm dann gerne glauben und zustimmen. Trotzdem beunruhigt es mich etwas, wenn ich daran denke, was dieses System der deutschen Sprache seinen Sprechern manchmal ermöglicht.<sup>27</sup>



## Anmerkungen

- 1 Vgl. L. Zabrocki, Grundfragen der konfrontativen Grammatik, in: Probleme der kontrastiven Grammatik (= Sprache der Gegenwart, Bd. 8), Düsseldorf 1970, S. 31 ff. und Zusammenfassung der Ergebnisse von E. Coseriu, S. 175 ff. In dem vorliegenden Aufsatz möchte ich mich weder zur kontrastiven noch zur konfrontativen Grammatik bekennen.
- 2 Vgl. E. Coseriu, Über Leistung und Grenzen der kontrastiven Grammatik, in: Probleme der kontrastiven Grammatik, S. 29 f.
- 3 Der hier erwähnte Zirkel ist ohne Zweifel eine Erscheinungsform der zwischen Untersuchungsgegenstand und Untersuchungsmethode vorliegenden gegenseitigen Abhängigkeit und Wechselwirkung, deren Unausweichlichkeit W.G. Admoni mit Recht betont, vgl. Grundfragen der Grammatiktheorie, Heidelberg 1971, S. 21 ff.
- 4 Vgl. Verf., Überlegungen zur Frage der Verbalität. Ein Vergleich zwischen der deutschen und der japanischen Prädikation (demnächst in: Wirkendes Wort).
- 5 Vgl. H. Brinkmann, Der deutsche Satz als sprachliche Gestalt, in: Wirkendes Wort, 1. Sonderheft, S. 12 - 26, wiederaufgenommen in: Das Ringen um eine neue deutsche Grammatik, hrsg. v. H. Moser, Darmstadt 1962, S. 333 - 359. W.G. Admoni, Der deutsche Sprachbau, 3. Aufl. München 1970, S. 223 ff.
- 6 Vgl. S. Grosse, Mitteilungen ohne Verb, in: Festgabe für Friedrich Maurer zum 70. Geburtstag, hrsg. v. W. Besch, S. Grosse und H. Rupp, Düsseldorf 1968, S. 50 ff.
- 7 Vgl. W. Porzig, Das Wunder der Sprache. Probleme, Methoden und Ergebnisse der modernen Sprachwissenschaft, 2. Aufl. Bern 1957, S. 109 ff. Satz und Rede terminologisch sauber auseinanderzuhalten ist in der Praxis dennoch sehr schwierig. Vgl. auch Anm. 10.
- 8 Die Probleme und Ergebnisse der Forschung zur gesprochenen Sprache sind mir hauptsächlich durch das Seminar zur "Syntax der gesprochenen Sprache", das im Sommersemester 1971 an der Ruhr-Universität Bochum von Herrn Prof. S. Grosse gehalten wurde, bekannt geworden.
- 9 Vgl. das Nennen und das Sagen bei M. Wandruszka, Interlinguistik, Umriss einer neuen Sprachwissenschaft, München 1971, S. 11 f.
- 10 Auch bei Porzig sind Rede und Satz als Ganzes und Teil und damit als auf ein und derselben Ebene liegend gefaßt, so wenn er sagt: "Und es gibt Reden, die längere, manchmal erheblich längere Zeit in Anspruch nehmen; man denke an verwickelte Aufträge, ausführliche Mitteilungen, eingehende,

Beratungen. Dann muß die Rede in Teile zerlegt werden, die als gleichzeitig aufgefaßt werden können. Diese Stücke der Rede, innerhalb deren die Zeit aufgehoben ist, sind die Sätze." (Das Wunder der Sprache, S. 113). Wenn Brinkmann mit der Formel "Nacheinander als Miteinander" an die Satzauffassung Porzigs anknüpft (vgl. Das Ringen um eine neue deutsche Grammatik, S. 335; Die deutsche Sprache, Gestalt und Leistung, 2. Aufl. Düsseldorf 1971, S. 915), so ist dies wohl nur deswegen möglich, weil Porzig gleichzeitig auch dem Satz als Einheit auf der Ebene der Langue "die Aufhebung der Zeit" als Wesensmerkmal zuschreibt (S. 114).

- 11 Vgl. Minoru Watanabe, Jojutsu to chinjutsu, in: Kokugogaku 13/14, Tōkyō 1953, S. 20 ff.; auch Verf., Überlegungen zur Frage der Verbalität, Kap. 3. Die Chinjutsu-Funktion wird zwar vom inhaltlich belanglosesten Satzteil, einer Partikel oder einer Flexionsform, getragen, der aber für den Satz als Ganzes gilt. Die Jojutsu-Funktion wird dagegen von allen Satzgliedern, also – quantitativ gesehen – beinahe vom ganzen Satz, getragen, da jedes Satzglied eine Nennung enthält. Sie kommt aber nicht dem Satz als Ganzem, sondern jeweils nur einem Satzglied zu. Watanabe unternimmt in seiner umfangreichen japanischen Syntax, Kokugo-kōbunron (Tōkyō 1971) eine weitere Klassifikation der Jojutsu-Funktion: 1) "tōjo" (die Funktion, die Formulierung des Aussageinhalts abzuschließen) und 2) "tenjo" (die Funktion, die Formulierung des Aussageinhalts fortzusetzen). Diese "tenjo"-Funktion wird weiter in zwei Unterklassen aufgeteilt: 1) "rentai" (die Funktion, einen nominalen Ausdruck zu determinieren) und 2) "renyō" (die Funktion, den Inhaltswert eines verbalen Ausdrucks zu determinieren).
- 12 Vgl. die japanischen Beispielsätze in dem in Anm. 4 genannten Aufsatz.
- 13 In diesem Zusammenhang scheint es mir interessant, daß J. Fourquet es für eine "Gefahr" hält, "daß dem Satz die Eigenschaften des Redeaktes (Reaktion auf eine Situation) zugeschrieben werden". Vgl. Prolegomena zu einer deutschen Grammatik (= Sprache der Gegenwart, Bd. 7), Düsseldorf 1970, S. 69.
- 14 Die Beschäftigung mit der grammatischen Person bedeutet für mich die konsequente Fortsetzung meiner Dissertation, in der ich die sprachliche Formulierung "got as Person" als Hypostasierung der grammatischen Person zu interpretieren versuchte. Wegen des Zusammenhanges zwischen dem vorliegenden Aufsatz und der Dissertation vgl. 'got' und 'geschehen'. Die Vermeidung des menschlichen Subjekts in der ritterlichen Sprache (Hartmann von Aue), Düsseldorf 1965, I. § 2. (3) und (4); Anm. 16; II. § 4. (8); III. § 8. (14) und (15); IV. § 13. (1); Nachwort.
- 15 Zum Beispiel die Kategorie "shū-joshi" (finale Postpositionen): *-ka*, *-ne*, *-yo*, *-sa* usw. und die Kategorie "taisha-keigo" bzw. "teineigo" (partnerbezogen honorative Verbalsuffixe): *-desu*, *-masu* usw.

- 16 Dieses Thema habe ich in dem Aufsatz "Sprechsituation und Kommunikationsdreieck, Ein Beitrag aus japanischer Sicht" (in: *Poetica* 1, 4, S. 427 ff.) ausführlicher behandelt.
- 17 Eine ausführlichere Darstellung der japanischen Zweiteilung der personalen Beziehung in die eigene und die andere Person und konkrete Beispiele dafür finden sich in meinem Aufsatz "Zum Phänomen der Person in der Sprache. Ein Vergleich zwischen der deutschen und der japanischen Auffassung der personalen Beziehung" (*Doitsu Bungaku*, hrsg. v. der japanischen Gesellschaft für Germanistik, Heft 45, 1970, S. 77 ff.),
- 18 Es handelt sich hier um den Problemkreis, auf den Brinkmann mit seinem anregenden Aufsatz "Die 'haben'-Perspektive im Deutschen" (in: *Sprache – Schlüssel zur Welt*, Festschrift für Leo Weisgerber, Düsseldorf 1959, S. 176 ff.) zum erstenmal aufmerksam gemacht hat. In welcher Weise das Phänomen des Genus verbi einer Sprache sich auf die lexikalische und die syntaktische Ebene verteilt, steht ohne Zweifel im Zusammenhang mit der Relevanz bzw. Irrelevanz der grammatischen Person für die Syntax der betreffenden Sprache.
- 19 Wegen der Unterscheidung zwischen dem stoffbezogenen und dem partnerbezogenen Honorativ des Japanischen und der Verwendungsweise der honorativen Verben und Hilfsverben s. Verf., *Der japanische Honorativ und seine Verwendung in der Sprache der Gegenwart, und Die Honorativkategorien des Japanischen im verbalen Bereich – ein kritischer Versuch –*, in: *Beiträge zum interpersonalen Bezug im Japanischen*, hrsg. v. B. Lewin (Veröffentlichungen des Ostasien-Instituts der Ruhr-Universität), Wiesbaden 1969, S. 1 - 17 und 185 - 214. Wegen der Verwendungsweise der Verbalsuffixe für Passiv und Faktitiv, der Handlungsausdrücke mit Richtungscharakter s. den in Anm. 17 genannten Aufsatz.
- 20 Die Termini "Substituendum" und "Substituens" nach R. Harweg, *Pronomina und Textkonstitution*, München 1968, S. 20 ff. Da bei Harweg die anaphorische und die deiktische Verwendung der pronominalen Sprachmittel unter dem Oberbegriff "syntagmatische Substitution" zusammengefaßt werden (vgl. S. 53), können die oben angeführten Ausdrücke, die im Kontext den vorausgehenden Ausdruck *ein König* ersetzen können, alle – genauso wie das Personalpronomen *er* – als "syntagmatische Substituentia" angesehen werden. Die syntagmatische Substitution beruht in jedem Fall auf der im außersprachlichen Bereich liegenden Identität, diese Identität wird aber nicht immer durch die grammatische Kongruenz zwischen Substituendum und Substituens sprachlich so gesichert, wie es bei der Verwendung eines anaphorischen Personalpronomens der Fall ist.

- 21 Bei der substantivischen Verwendung eines Demonstrativpronomens (z.B. *ein König : der*) kann man kaum entscheiden, ob es sich hier um ein deiktisches oder ein anaphorisches Pronomen handelt; die Grenze zwischen beiden ist fließend.
- 22 Die "anaphorische Verwendung" der Demonstrativpronomina nennt K. Bühler "die Deixis am Phantasma", s. Bühler, Sprachtheorie, Die Darstellungsfunktion der Sprache, 2. Aufl. Stuttgart 1965, S. 123.
- 23 Diese drei am Zustandekommen einer Rede beteiligten Faktoren, nämlich Gesprächssituation, Horizont und Redefolge (= Kontext), die Brinkmann auseinanderhält (s. Die Konstituierung der Rede, in: Wirkendes Wort 15/3, 1965, S. 158), werden bei M. Tokieda, einem japanischen Sprachwissenschaftler, unter dem Oberbegriff "bamen" (Situation) zusammengefaßt, der seinerseits mit "shutai" (Sprachträger) und "sozai" (Stoff) zusammen die außersprachliche Bedingung für das Zustandekommen des Sprechens darstellt. Vgl. Verf., Zur Legitimierung der Philologie als Sprachforschung. Die Sprachtheorie Motoki Tokiedas, in: Poetica 3, 3/4, 1970, S. 340 und 348 ff.
- 24 Auch auf der Seite der japanischen Sprache sind bisher noch keine genaueren Untersuchungen in bezug auf die Konstituierung der Rede bzw. die Textkonstitution gemacht worden. Meinerseits möchte ich hier zunächst nur auf diejenigen Sprachmittel des Japanischen hinweisen, die als Satzschlußformeln die Stellungnahme des Sprechers zum Aussageinhalt im Hinblick auf die Situation zum Ausdruck bringen, die aber normalerweise nicht im ersten Satz der Rede ("Textanfangssätze" bei Harweg, Textanfänge in geschriebener und in gesprochener Sprache, in: Orbis XVII, 2, 1968, S. 352) vorkommen: *-no-desu, -kara-desu, -kara-nano-desu, wake-desu, -to iu wake-desu* usw.
- 25 Vgl. "zwei Klassen von Setzungen", "Wortwahl und Satzbau" bei K. Bühler, Sprachtheorie, S. 73 ff.
- 26 Es scheint mir kein Zufall zu sein, daß die japanischen Wörter *bun* und *bunshō*, die heute als linguistische Termini zur Differenzierung von "Satz" und "Text" verwendet werden, im allgemein üblichen japanischen Sprachgebrauch sich nicht voneinander unterscheiden, sondern beide gleicherweise "geschriebene Texte" bezeichnen und daß die japanischen Grammatiker – bevor sie den europäischen Terminus "Satz" (oder "sentence") ins Japanische zu übersetzen versuchten – kein eigenes Wort für "Satz" hatten.
- 27 Ich denke dabei nicht nur an die sprachlichen Leistungen der großen Philosophen von Kant bis Heidegger, sondern auch an die der modernen Linguisten.